

Molly McCloskey

Salomonssiegel

Ich zählte neunzehn Jahre, als ich zum erstenmal erfuhr, daß mein Vater nicht mein richtiger Vater war. Es war der Sommer, als er vierzig wurde. Der letzte Sommer, in dem ich bei ihm zu Hause in der Pilkington Road wohnte. Wir lebten allein dort, denn meine Mutter starb, als ich noch ein Kind war, und überließ uns unserer gegenseitigen Fürsorge.

Die große Leidenschaft im Leben meines Vaters war der Garten. Vor allem liebte er seine Rosen, die sich an ihren Spalieren die Hauswände emporrankten und wie dichte Haarlocken über die Türrahmen herabwallten.

Als ich noch sehr klein war, weihte er mich in diese seine erste Liebe ein und wies mir die einfachsten Aufgaben zu: Saatkörner auf den Boden streuen, den er vorbereitet hatte, oder Unkraut jäten, was ich allerdings nur so lange zu tun brauchte, bis ich begann, mich zu langweilen und mich meinen Wachträumen hinzugeben. Dann durfte ich den Tag damit zubringen, Löwenzahnfallschirmchen in die Luft zu pusten oder das Moos zu streicheln, das in weichen Schläuchen zwischen den Ziegelsteinen des Reihenhauses wuchs und mich zu meiner Freude an Raupen gemahnte.

Später erteilte er mir schwierigere Lektionen. Die genauen Methoden des Beschneidens und die dafür am besten geeigneten Monate, Techniken des Pfropfens, die Herstellung einer Illusion von Dekadenz nach Plan. Ich habe diese Lektionen bis heute nicht verlernt, so daß es noch immer nur

die erfreulichsten Dinge sind, die mich an ihn erinnern. Der Duft von frisch gemähtem Gras und Rosen, die ersten Frühlingsknospen, Laubfeuer im Herbst, schwankende Türme von Töpfen in Gartenschuppen. Schlichte Geräte wie Pflanzheber, Spaten und Hacke.

Meine Mutter starb nicht lange nach dem Tod meiner Großmutter, als ich zwei Jahre alt war und sie dreiundzwanzig. Cousins von ihr hatten sie eingeladen, mit ihnen in der Bucht zu segeln, in der Hoffnung, sie nach der schwierigen Zeit, die sie soeben durchgemacht hatte, ein wenig abzulenken. Sie hatte ihre Mutter während einer langwierigen Lungenentzündung gepflegt, als sich herausstellte, daß die ältere Frau an Knochenkrebs litt. Damals verlebte meine Mutter einen Großteil des Jahres bei ihr und übernachtete manchmal ganze Wochen an einem Stück in ihrem Haus. Der Tod meiner Großmutter hatte sie körperlich mitgenommen, und sie freute sich auf einen Tag weit weg von allem. Sogar von uns, hatte mein Vater gesagt. Draußen auf dem Wasser, das sie ebenso sehr liebte, wie er die Erde.

Der Morgen war sonnig und windstill, doch nach dem Mittagessen zog ein Sturm auf. Es war nie recht nachvollziehbar, weshalb sie ihr Boot nicht durch Gewässer zu steuern wußten, die für sachkundige Segler keinerlei tödliche Gefahren bargen. Als man das Boot fand, klaffte in seinem Rumpf ein tiefer Riß. Das Unglück hatte sich entweder in der Bucht zugetragen, die mit Klippen übersät war - obgleich diese sich auf Karten verzeichnet fanden - oder aber auf dem offenen Meer, auf welches das Boot schließlich hinausgetrieben worden war.

Wir wußten nur eines mit Sicherheit: daß alle drei ertrunken waren. Daß sie ertranken, während mein Vater und ich auf dem Wohnzimmerboden des Strandhauses unserer Cousins vergnügt, wenn auch ungeschickt Murmeln spielten.

Mein Vater war am Boden zerstört. In den drei Jahren, da er sie gekannt hatte, hatte er meine Mutter vergöttert. Ihr plötzlicher und vorzeitiger Tod verhinderte, daß sie ihm jemals häßlich erschien oder ihn jemals enttäuschte. Nie wurde sie in ihrem Wert herabgesetzt oder fälschlich erhöht, indem sie sich irgendwelche Lügen anhören mußte, nie roch sie an seinen Fingern, in seinem Atem oder in seinem Haar den Geruch anderer Frauen, nie vergiftete sie die Atmosphäre zwischen ihnen, indem sie ihrerseits Unwahrheiten von sich gab.

Sie war für immer erstarrt. So starr wie ihr Bild auf einem Foto, das nur wenige Tage vor ihrem Tod gemacht worden war. Dunkle Brillengläser und ein unterm Kinn verknötetes Kopftuch. Das Foto war auf der Veranda des Strandhauses aufgenommen worden. Zur Cocktailstunde. Sie sitzt auf einem Verandastuhl, neben sich auf dem Tisch einen Drink, und hält den Kopf leicht nach hinten geneigt, ihr strahlendes Lächeln gilt jemandem links von der Kamera. Auf dem Bild ist weiter niemand zu sehen, nur meine Mutter, noch am Leben, mit verdeckten Augen; offenbar liegen die schlimmen Zeiten hinter ihr.

Es war das Lieblingsfoto meines Vaters. Es hielt nicht nur ihre innere Natur fest - da sie am schönsten, verheißungsvollsten und herausforderndsten war -, sondern auch seine. Es war der Höhepunkt ihres gemeinsamen Lebens - jene kurze Zeitspanne zwischen Tragödien -, und für ihn

wurde es zu einem Behältnis, in dem er die ganze Zuversicht seiner Jugend verwahrte, zu dem er jedoch nie wieder Zutritt haben würde.

Ich bin mir sicher, daß es danach in seinem Leben noch andere Frauen gab, auch wenn ich als Kind davon nichts mitbekam. Nie brachte er eine Frau nach Hause, und wenn er gelegentlich ausging, schwieg er sich darüber aus. Als ich älter wurde, begriff ich, daß er den Liebschaften, die er gehabt haben mochte, außer Haus nachging, vermutlich um mich vor Kränkungen zu schützen, vielleicht aber auch, weil er nie eine Frau kennenlernte, die er für geeignet hielt, Teil unseres Haushalts zu werden. Was mich betraf, so war ich erleichtert, daß ich bei uns zu Hause nie irgendwelche Eindringlinge begrüßen mußte, wozu, wie ich wußte, Freundinnen von mir gezwungen waren, die milde die sonderbaren Romanzen ihrer geschiedenen oder verwitweten Elternteile belächelten. Nie mußte ich die Körper von Frauen betrachten und mich dabei fragen, was wohl mein Vater von ihnen wußte und wo dabei das Andenken meiner Mutter blieb.

Gesehnt habe ich mich nach einer Mutter eigentlich auch nicht, da ich mich nicht darauf besinnen konnte, je eine gehabt zu haben. Ich liebte meinen Vater, und er schenkte mir von sich und vom Leben, soviel er eben konnte. Weit mehr, als die Väter meiner Freundinnen ihnen schenkten, und das machte die Eifersüchte wett oder die Leere, die ich empfunden haben mochte.

Er liebte mich ebenso abgöttisch wie ihr Andenken. Gemeinsam bestritten wir jeden Zollbreit der Kindheit, und die rundum gelungenen Ereignisse und Unternehmungen haben sich meinem Gedächtnis eingebrannt. Schaukeln, Zirkusse,

Ponyritte, bei denen er mich an der Hand hielt, sonntägliche Frühvorstellungen mit den neuesten Zeichentrickfilmen, zur Weihnachtszeit *Der Nußknacker*, zu Ostern buntbemalte Eier. Er verwöhnte mich nicht - er hielt auf strenge Bettzeiten, überwachte sorgfältig meine Schularbeiten und achtete auf genaue Einhaltung seiner Benimmregeln. Er tat einfach sein Bestes, um dafür zu sorgen, daß mein junges Leben bereichert wurde. Und zu der Annahme, daß bei unserer wechselseitigen Hingabe etwas anderes als Blutsverwandtschaft eine Rolle spielte, hatte ich keine Veranlassung.

Ich erfuhr rein zufällig davon, und zwar auf die Art, wie wir von so vielen Geheimnissen erfahren, die uns vorausgehen: durch Briefe. 1958, als sie meine Großmutter pflegte, war meine Mutter jeweils für kurze Zeitspannen von meinem Vater und mir getrennt gewesen. Vor ihrem Tod schrieb sie ihm fast täglich, und er bewahrte ihre Briefe in der verschlossenen Schublade eines großen Rollschreibtisches in seinem Arbeitszimmer auf.

Obwohl die Lade stets verschlossen war, hatte sie mich nie sonderlich interessiert. Ich nahm an, daß sie mit uninteressanten amtlichen Papieren vollgestopft war, etwa dem Entwurf zu einem Testament, Geburtsurkunden oder einer Lebensversicherungspolice.

Er mußte am Vorabend in den Briefen gelesen haben, denn er hatte sich fast den ganzen Abend in seinem Arbeitszimmer aufgehalten und war erst spät zu Bett gegangen. Als er die Schublade abschloß, hatte er den Schlüssel stecken lassen. Wie gesagt, ich hatte nie ein mehr als beiläufiges Interesse am Inhalt der Lade verspürt, doch

als ich anderntags sah, daß ich, ohne mir viel Umstände machen zu müssen, meine leise Neugier ein für allemal stillen konnte, kam es mir ganz natürlich vor.

Die meisten Briefe handelten davon, wie sehr sich der Gesundheitszustand meiner Großmutter verschlechterte, wie die beiden ihre Tage dahinbrachten, vom Wetter, von ihren Mahlzeiten, dem Ärger, den meine Mutter mit dem Auto hatte, oder von einem Buch, das sie gerade las. Andere enthielten durchaus keine Neuigkeiten, sondern ausschließlich Liebes- und Ergebenheitsbeteuerungen. Anspielungen auf *Wenn all das vorbei ist und wir unser Leben fortführen können*. Sie war nicht kaltherzig. Sie vermißte lediglich ihren Mann und ihr Kind und wollte sich aus diesem schmerzlichen Schwebestand befreien. In einer Handvoll Briefe bezog sie sich speziell auf mich:

Allmählich gelange ich zu der Überzeugung, schrieb sie, daß wir ihr entgegen unserer Absprache doch keinen reinen Wein einschenken sollten. Sie lernt dich lieben wie einen Vater, und ein Vater bist du ihr gewesen und wirst es ihr immer sein, das weiß ich. Wenn sie alt genug ist, es zu verstehen, würde ihr die Umstellung zu schwer fallen.

In einem anderen Brief hatte sie geschrieben: *Ich will nicht, daß sie nach ihm sucht. Dabei kommt nie etwas Gutes heraus.*

Es lag auf der Hand, daß er diesen wunden Punkt, wenn er zurückschrieb, zuweilen ansprach. Er war der Meinung, daß sie mir die Wahrheit schuldig waren, daß die Entscheidung, ob ich mich nun auf die Suche machen sollte oder nicht, mir überlassen bleiben müsse, wenn ich alt genug wäre, sie zu treffen. Ihm war unbehaglich dabei zumute, in eine

Lebenslüge verstrickt zu sein. Schön und gut, ich liebte ihn, aber er wollte, daß ich ihn liebte als den Menschen, der er wirklich war.

An dem Abend saß ich auf der kleinen Terrasse vor unserer Küche - sie führte auf den Garten, den wir so oft zu zweit gepflegt hatten - und wartete auf ihn. Als er zur Haustür hereinkam, pfiff er ein Lied. Er wußte nicht, daß ich da war. Er stellte eine große braune Tüte mit Lebensmitteln auf den Küchentisch und begann sie auszupacken. Mit seinen sonnengegerbten Armen griff er hinein, seine Miene entspannt und zufrieden. Als er fertig war, faltete er die Tüte säuberlich zusammen und legte sie weg, dann holte er sich eine Flasche Bier. Als er eben den Kopf zurücklegte, um einen langen Zug zu nehmen, erblickte er mich und hob fröhlich die Hand zum Gruß. Wir hatten uns stets gefreut, einander zu sehen.

Als er zur Terrassentür kam, knöpfte er den obersten Hemdknopf auf und lockerte seine Krawatte. Dann lehnte er gegen den Türpfosten, musterte den wolkenlosen, blauen Himmel und sagte: "Mein Gott, was für ein schöner Tag wieder."

Ich antwortete nicht, sondern schaute ihn nur an.

"Was ist?" fragte er und erwiderte besorgt meinen Blick.

"Ich weiß alles." Mehr sagte ich nicht.

Es gab nur eine Möglichkeit, wie ich an die Information gelangt war, daher fragte er nicht weiter danach. Statt dessen kreuzte er die Arme vor der Brust und ließ seinen Blick über den Garten wandern, dann senkte er

langsam die Augen zu Boden. Schließlich setzte er sich neben mich auf einen Korbstuhl und faltete die Hände um die Flasche. Den Blick noch immer auf den Boden geheftet, sagte er zu mir: "Deine Mutter war mit dir schwanger, als wir uns kennenlernten." Dann verstummte er.

"Weiter", sagte ich.

"Sie hat es mir gleich zu Anfang gestanden."

"Weiter", sagte ich wieder, diesmal nachdrücklicher.

"Sie wollte nicht, daß ich das Gefühl hätte, sie versuche mich einzufangen. Deine Mutter war nicht so. Sie war durchaus gewillt, dich allein aufzuziehen. Aber ... wir haben uns ineinander verliebt."

"Was ist aus ihm geworden?" fragte ich.

"Ich weiß es nicht. Sie auch nicht. Es war ... Es war ein Ausrutscher."

"*Ein Ausrutscher?*"

"Du weißt, daß ich es nicht so gemeint habe", sagte er hastig.

"Er hat sie verlassen, weil sie schwanger war?"

"Nein." Er schüttelte den Kopf. "Er hat es nie erfahren. Er war schon längst weg, als sie es merkte."

"Weg? Wohin?"

"Ich weiß es nicht. Er war nur vorübergehend hier, sechs Wochen oder so. Wenn ich mich recht erinnere, hat er in der Stadt ein Büro eingerichtet."

"Und sie hat nie versucht, ihn zu kontaktieren?" fragte ich ungläubig.

"Ich kann nicht sagen, wie es für sie war. Ich weiß nur, was sie mir erzählt hat." An der Stelle sah er weg und rollte die Flasche zwischen den Handtellern.

"Und?"

"Nun ja ..."

"Was hat sie dir erzählt?"

"Sie hat mir erzählt", sagte er langsam, "daß er es gar nicht hätte wissen wollen. Außerdem wollte sie nicht, daß er ein Teil ihres Lebens wurde."

"Warum? Was war mit ihm?"

"Nichts. Es ist nur, daß zwischen ihnen nichts war. Sie hat ihn nicht geliebt."

"Anscheinend genug", sagte ich.

"Nein", erwiderte er bestimmt. "Hat sie nicht."

Dann saß er schweigend da, die Ellbogen auf die Knie gestützt; unfähig, mir in die Augen zu sehen, blickte er finster auf einen Punkt in der Ferne. Zum ersten Mal in siebzehn Jahren war er ärgerlich auf meine Mutter, weil sie ihn mit den Rechtfertigungen alleingelassen hatte.

"Ich hatte mir vorgenommen, dir reinen Wein einzuschenken", setzte er erneut an, "aber als sie starb ... Allein brachte ich es nicht übers Herz. Du warst so auf mich angewiesen. Und natürlich hätte ich keine Ahnung gehabt, wo der Mann zu finden wäre." Er zuckte mit den Achseln.

"Aber du hättest ihn aufspüren können. Wo er doch in der Stadt gearbeitet hat ..."

Er biß sich auf die Lippe, sah mich aber immer noch nicht an.

"Drei Jahre waren vergangen..." sagte er leise.

Da wußte ich, weshalb er nie einen Anlauf genommen hatte. Meiner Mutter zuliebe, mir zuliebe, aber in erster Linie sich selbst zuliebe. Er hatte mich für sich behalten

wollen. Ich war Blut von ihrem Blute, seine intimste Verbindung mit ihr, und er hatte mich liebengelernt.

Doch inzwischen gab es diesen anderen Mann, auch er erstarrt, genau wie meine Mutter. Ich konnte ihn fast vor mir sehen. Er trug einen dunklen Anzug und ein gestärktes weißes Hemd mit Krawatte. An der Hand schlenkerte stets eine Aktentasche. Er war glattrasiert, und nach Feierabend steuerte er geradewegs auf sein Auto zu, im Gesicht das blendendweiße Lächeln der fünfziger Jahre. Er richtete ein Büro ein, vögelte meine Mutter, hinterließ in ihr seinen Samen.

Ich war nicht so schockiert, wie ich es hätte sein können. Im Rückblick war mir die Beziehung zu meinem "Vater" schon immer außergewöhnlich vorgekommen. Indem er mich aufzog, hatte er sich nicht so verhalten, als gehörte ich zu ihm, sondern eher so, als würden wir kostbare Zeit füreinander finden. Ich glaube, er hat nie die Angst überwunden, eines Tages könnte ein Fremder auftauchen, um mich zurückzufordern, und er würde als der Schwindler entlarvt werden, der er war.

Eine Zeitlang verlief unser Leben normal. Ich war nicht daran interessiert, meinen richtigen Vater zu suchen. Die Vorstellung ängstigte mich mehr als alles andere. Es verhielt sich genauso, wie meine Mutter geschrieben hatte: Dabei kommt nur selten etwas Gutes heraus. Und nachdem ich sie verloren hatte, war ich bestrebt, mich an dem festzuklammern, was ich besaß und was ich kannte: an dem Mann, der mich aufgezogen hatte. Meine Liebe zu ihm schien stärker denn je, nun da ich wußte, weshalb er mich

aufgezogen hatte und weshalb auf diese Weise. Und auch seine Liebe zu mir empfand ich anders, denn bis zu einem gewissen Grade hatte er sie mir aus freien Stücken gewährt. Allerdings auch, weil ich sie ihm abverlangt hatte.

So wendete sich dank unseres Wissens für kurze Zeit alles zum Besseren. Noch der banalste Wortwechsel schien von etwas durchdrungen, das an Ehrfurcht grenzte. Zuerst beobachtete er mich voller Furcht, dann aber, als er merkte, daß ich ihn nicht verlassen würde, voller Erleichterung. Und ich, die ich keinerlei Anzeichen dafür wahrnahm, daß seine Hingabe zu mir geschmälert sei, empfand ein gefestigteres Vertrauen zu ihm. Wir waren wie zwei Menschen, die unverhofft ein großes und außerordentliches Geheimnis miteinander teilen. Wir schauten einander an, als könnten wir es nicht recht fassen. Oder als wären wir jungvermählt.

Allmählich jedoch schlichen sich sonderbare Nuancen in unser Benehmen ein. Wir drückten uns herum, als hätten wir uns etwas zuschulden kommen lassen. Er fand Vorwände, um nachts nicht zu Hause sein zu müssen; ich nahm keine Sonnenbäder mehr im Garten. Unsere flüchtigen Berührungen - eine Hand auf dem Arm des andern, wenn wir lachten, ein fester Schulterdruck von hinten, ein sanfter Klaps geheuchelten Mißfallens - all das hörte auf. Unsere Augen huschten umher, und wenn wir einander den Rücken kehrten, warfen wir dem anderen verstohlene Blicke zu. Zum ersten Mal in meinem Leben fragte ich mich, wo er in all den Jahren nachts hingegangen war. Wie nie zuvor mußte ich an die Körper anderer Frauen denken, die er berührt haben mochte oder jetzt berührte.

Eines Abends kam ich nach Hause und traf ihn bei einem Schläfchen im Wohnzimmersessel an. An seinem stoßenden, überlauten Atmen merkte ich, daß er getrunken hatte. Er war nie ein starker Trinker gewesen, auch wenn ich ihn zweifellos bei Gelegenheit betrunken erlebt hatte, und dann war er stets vergnügt, leicht trottelig und ein wenig rührselig gewesen. Aber es sah ihm nicht ähnlich, allein zu trinken, und es war offensichtlich, daß er den ganzen Abend über genau das getan hatte. Ich legte mich aufs Sofa und betrachtete ihn. Seine Brust und sein Bauch hoben und senkten sich, seine muskulösen Beine hatte er abgespreizt, so daß der Zwischenraum einen Rhombus bildete. Der dunkle, lichter werdende Haarschopf, jugenhaft kurzgeschnitten, und die um diese Nachtstunde rauhen Bartstoppeln, die ich gespürt hatte, wenn wir uns bei feierlichen oder fröhlichen Anlässen umarmten.

Ich betrachtete ihn, bis mein Blick sich trübte und seine vertraute Gestalt zu flimmern begann, wie bei den ersten Zuckungen in einem Traum. Schließlich nickte ich ebenfalls ein. Als ich wieder erwachte, war das Licht ausgeschaltet, und er war zur Arbeit gegangen. Den ganzen Tag über irrte ich ziellos im Haus umher. Ich hob Gegenstände auf, die er oder ich hatten liegenlassen, und stellte sie wieder an ihren Platz. Ich schnitt Rittersporn ab. Ich setzte mich in sein Arbeitszimmer und drehte mich müßig auf seinem ledernen Drehstuhl. Ich konnte ihn riechen.

Als er abends nach Hause kam, war er noch nervöser als zuvor und mied meinen Blick. Er schenkte sich einen Drink ein, sprach aber nicht, sondern wandte mir seinen breiten Rücken zu. Mit der freien Hand hielt er sich an der Kante

der Frühstückstafel fest. Ich stand auf der anderen Seite der Küche, schnitt Gemüse fürs Abendessen klein und wartete darauf, daß er sich zu mir umblickte. Endlich tat er es. Zum ersten Mal seit Wochen sahen wir einander offen in die Augen. Die Augen meines Vaters waren braun wie sein Haar, sein Gesicht und seine Arme von einem helleren Braun - von den vielen Stunden, die er in seinem geliebten Garten verbrachte. Auf seiner Haut leuchteten goldene Härchen. Ich hörte, wie sein Atem durchdringender wurde. Er schob die Kinnlade vor, und ich sah, wie sich auch seine Gesichtszüge leicht verspannten, als habe er Schmerzen, die er gerade noch ertragen könne. Da wußte ich, daß auch er mich im Schlaf betrachtet hatte, so wie ich ihn.

"Komm", sagte er zu mir und streckte die Hände nach mir aus.

Zuerst berührten wir uns linkisch, waren wir es doch gewohnt, einander nur mit den Wangen zu streifen und uns dann sittsam und schüchtern voneinander zu lösen. Doch schon bald küßten wir uns gierig und ohne Scham. Sein Gesicht kratzte an meinem Kinn, meinem Ausschnitt, und als er versuchte, mich näher an sich zu ziehen, umklammerten seine Hände meinen Kopf wie ein Schraubstock.

Obwohl er leidenschaftlich war, vor Erregung fieberte und, wie mir schien, verzückt meinen Namen flüsterte, lächelte er kein einziges Mal und ließ sich auch sonst kein schlichteres Zeichen der Freude anmerken.

Am nächsten Morgen saß er angekleidet auf der Bettkante und sagte mir, wie furchtbar leid es ihm tue.

Wie ich vorausgeahnt hatte, arbeitete er an diesem Tag im Garten. Ich schaute ihm zu, wie er sich zwischen die

zahlreichen Blumen bückte, die wir gepflanzt hatten. Akeleien, Schwertlilien, Salomonssiegel. Lobelien, die sich wie ein purpurner Bach über einen Felsenvorsprung ergossen. Er arbeitete ohne Handschuhe. Er pflegte zu sagen, daß es im Erdreich Dinge gebe - Mineralien -, die, wenn sie mit der Haut des Menschen in Berührung kämen, beruhigend aufs Gemüt wirkten.

Zum Mittagessen brachte ich ihm ein Sandwich und ein Glas kalten Tees. Er blickte mich reumütig und bekümmert an, und es wollte mir vorkommen, als sei alle Freude, die ich ihm je bereitet hatte, aus seinem Gedächtnis getilgt. Daß ich statt dessen einer Verkörperung all der kleinen Niederlagen in seinem Leben glich. All der Male, bei denen er Erwartungen enttäuscht hatte. Und obwohl ich mich danach sehnte, ihm zu sagen, daß wir nicht unrecht gehandelt hatten, ihn zu trösten und die Stellen auf seinem Körper zu berühren, die mir inzwischen lieb und vertraut waren, wußte ich doch, daß ich es nicht vermochte.

Auch bei seiner Arbeit konnte ich ihm nicht zur Hand gehen. Auf abscheuliche Weise hatte sich alles schlagartig verändert zwischen uns, und so saß ich, abgetrennt von ihm, den restlichen Nachmittag über am Fenster im Obergeschoß und beobachtete ihn. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sich bei der Arbeit, lehnte seinen Unterarm auf den Griff der langen Schaufel oder ließ, wenn er kniete, seine Knie im Lehm ruhen und starrte, die Handteller auf die Schenkel gestützt, in die Ferne.

In der darauffolgenden Woche führte jeder von uns sein eigenes Leben, wir sprachen nur das Nötigste und gingen

einander aus dem Weg. Mein Vater arbeitete bis spät, und ich bereitete mich auf meinen Studienbeginn im September vor. Wir liebten uns nur noch ein weiteres Mal.

Wir waren auf eine Gartenparty am Ende der Straße gegangen - langjährige Nachbarn wollten fortziehen. Wir blieben den ganzen Nachmittag bis zum Abend und hatten beide mehr getrunken, als wir gewohnt waren. Auf dem langen Weg die Pilkington Road entlang spürten wir in der Luft, die unsere Gesichter lieblich umfächelte, die erste Andeutung des Herbstes. Obwohl mein Vater den Herbst trübsinnig fand, oder vielleicht auch deswegen, war er ihm die liebste Jahreszeit. Ich wußte, daß er bald nach meinem Weggang kleine Feuer zur Beseitigung der Gartenabfälle entzünden würde, die die Luft mit dem scharfen, grauen Rauch des Herbstes erfüllen würden. Daß er allein tun würde, was er jahrelang mit meiner Hilfe getan hatte. Ich wußte, daß die leuchtenden Beeren des Feuerdorns seinen Blick auf sich ziehen würden, die Rispen der Montbretien, die kurzen goldenen Abende, und ich verzehrte mich danach, bei ihm bleiben zu können.

Als wir in unsere Auffahrt bogen, legte er mir den Arm um die Schulter, und ich schmiegte mich in seine Achselhöhle. Ich dachte mir nichts weiter bei dieser Geste, so unerbittlich hatte er unsere Tat dem Vergessen überantwortet. Früher waren wir oft und in aller Unschuld so gelaufen, und in dem warmen Fluß meiner Gedanken begrüßte ich unsere neuerliche Annäherung.

Als wir ins Haus traten, unterhielten wir uns am Fuß der Treppe kurz darüber, was für ein schöner Tag es gewesen war und wie müde wir beide seien. Wir umarmten einander wie

so viele Male zuvor und wie wir es uns seit jenem Tag nicht mehr getraut hatten. Doch unsere Körper hatten etwas entwickelt, was über uns selbst hinausging, eine Sprache, die unsere Gedanken und bewußten Wünsche überstieg. Aus unserer Gutenachtumarmung wurde ein Kuß, und im Dunkel der Diele suchten wir einander von neuem.

In den darauffolgenden Tagen verfiel mein Vater in ein fast mürrisches Schweigen. Er kam mir gehetzt und niedergeschlagen vor und blieb wieder von zu Hause weg, sooft er konnte. Nur einmal ertappte ich ihn dabei, wie er mich ansah, es war ein verzweifelter und resignierter Blick.

Am Morgen meines Aufbruchs stand er zeitig auf, bereitete das Frühstück und half mir mit meinen Taschen und bei meinen letzten Vorbereitungen. Als er mich zum Bahnhof fuhr, nahm er hin und wieder meine Hand und drückte sie, hielt den Blick aber stets auf die Straße gerichtet. Ich schaute meist aus dem Fenster und weinte so verhalten, wie ich konnte. Ich fuhr dreihundert Kilometer weit weg, fort von ihm, fort von unserem Haus, dem Garten, den wir gepflegt, und dem Bett, in dem wir geschlafen hatten.

Im Bahnhof setzten wir uns auf eine harte Holzbank und warteten auf den Zug. Wieder hielt mein Vater meine Hand, und wieder sagte er mir, wie leid es ihm tue, und daß er unrecht gehandelt habe. Er sagte, er liebe mich wie eh und je, und wann immer ich etwas benötige, solle ich ihn anrufen. Er hoffe, wir würden über das, was geschehen sei, hinwegkommen. Er nannte mich seine Tochter.

Als der Zug einfuhr, umarmten wir einander, erst zögerlich, dann fest. Sein Gesicht war feucht von meinen

Tränen, und ich spürte seine kurzen, borstigen Haare und die Umrisse seines Körpers, der sich an meinen drängte und dessen Form annahm. Ich hatte die Augen geschlossen, in der Dunkelheit verlor ich jedes Gefühl für Zeit oder für den Ort, an dem wir uns befanden, und ich stellte mir vor, wie schön es wäre, ihn nie wieder loszulassen. Doch er löste sich aus der Umarmung und sah mich an, die Hand wie schon einmal gegen meinen Hinterkopf gepreßt. Ich wartete darauf, daß er etwas sagte, aber die Worte fehlten ihm. Auch in seinen Augen standen Tränen, und bald wandte ich mich von ihm ab und bestieg den Zug.

Während meines ersten Semesters an der Universität fuhr ich genau wie alle anderen an einigen Wochenenden und auch Weihnachten wieder nach Hause. Doch meine kurzen Erfahrungen mit der Außenwelt hatten mich bereits verändert. Ein Gefühl von Trauer verfolgte uns, und zwischen uns trat eine Mischung aus Sehnsucht und Scham. Anders als früher fanden wir an nichts Vergnügen, nicht am Garten, nicht an der Zubereitung einer Mahlzeit, nicht einmal an einem Gespräch, und ich saß in einem leeren Haus oder ging aus, wenn er daheim war, um alte Freundinnen zu besuchen, an denen mir wenig lag.

Ohne daß einer von uns es vorgeschlagen hätte, stellte ich meine Besuche allmählich ein, und im Sommer suchte ich mir in der Stadt, in der sich meine Universität befand, eine Stelle. Nach wie vor schrieben wir einander, denn dies löste nie in demselben Maße Schmerzen aus, und wir ließen nur ungern wirklich voneinander ab, hatten wir doch bis kurz vor meinem Weggang viele glückliche Jahre miteinander verbracht.

Als ich mein Studium abgeschlossen hatte und weiter nach Westen zog, schrieben wir uns immer weniger. Aber wir teilten einander unsere wichtigsten Lebensumstände mit, und so wußte ich, daß er noch in demselben Haus wohnte, noch immer arbeitete und sich nicht wieder verheiratet hatte. Einmal im Jahr richtete ich es ein, daß wir uns sahen, dann trafen wir uns an einem neutralen Ort, auf halbem Wege zwischen unseren Wohnorten. Gewiß, eine Zeitlang empfand ich einiges von dem Entsetzen, das mein Vater während meiner letzten Tage mit mir empfunden hatte und gegen das ich immun gewesen war. Doch dieses Gefühl ließ ebenso nach wie das beunruhigende Verlangen zuvor, und mit der Zeit wurden unsere Zusammenkünfte länger und zu einer großen Quelle des Trostes. Wir unterhielten uns über unser Leben und unsere Arbeit, so wie andere Väter und Töchter auch. Ich erkundigte mich nach dem Garten, und er beschrieb mir die Kräuter und Gemüsesorten, die allmählich an Boden gewannen gegenüber seinen geliebten Blumen - ein zunehmend praktischer Zug, den er dem Alter zuschrieb. Wir mußten oft lachen. Nur von einem sprachen wir nie - von jenem Sommer.

Mit den Jahren sah ich, wie sein Gesicht faltiger wurde, die Haut an seinem Hals schlaffer, sein Gang mühsamer. Ich sah, wie er sich auf seine Einsamkeit versteifte, so daß mir sein Leben wie ein Schneckenhaus vorkam, welches die weicheren Teile schützte, die ich in seinem Innern wußte. Am Ende empfand ich für ihn nichts als Liebe, denn in vielerlei Hinsicht hatte er sich nie geändert.

Offenbar gab es, als er starb, keine Frau in seinem Leben. Bei seiner Beerdigung ragte niemand unter seinen

Bekannten und Kollegen als ihm besonders nahestehend heraus. Vielleicht war er seit dem Tod meiner Mutter mit keiner Frau wirklich glücklich gewesen, und in dieser Hinsicht hatte ich ihm nichts als Kummer bereitet. Doch trauerte ich um ihn, wie es sich gehört, warf Rosen und eine Handvoll Erde aus seinem Garten ins offene Grab und beweinte ihn wie die Geliebte, die ich war.

Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser